

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 5. | Bromberg, den 9. Januar | 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Am nächsten Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen und schaute sich verwundert in dem ungemütlichen Hotelzimmer um. Wie war er hierhergekommen? Dann blickte er auf die Uhr und war mit einem Satz aus dem Bett. Dreiviertel neun Uhr! Um acht Uhr wollten alle am Kaffeetisch sein. Als er herunterkam, empfing ihn Grabeskälte. Der Oberlehrer löffelte schweigend im Kaffee. Tante Therese schaute nicht auf und erwiderte seinen Gruß nur durch ein kurzes Kopfnicken. Sie sah aus, als ob ihr wieder jemand häßliche Eigenschaften vorgeworfen hätte. Minchen hatte rote, dickverschwollene Augen. Nur Herr Elterlein machte sein ruhiges gleichmäßiges Gesicht.

Dr. Heinicke suchte ein Gespräch in Gang zu bringen. „In zwei Stunden verlassen wir Kopenhagen. Dann lichtet unser Schiff die Anker. Zuvor aber mag sich jeder die Frage vorlegen: was hat mir in Kopenhagen am besten gefallen?"

Elterlein brauchte nicht zu überlegen.

„Die Frauenkirche mit dem Christus von Thorwaldsen."

Auch Overweg suchte nicht lange nach einer Antwort. Noch stand der gestrige Abend zu lebhaft in seiner Erinnerung und verdrängte alles übrige. „Die jungen Mädels im Tivoli. [illegible] hatten sie für herrliche Figuren!"

Minchen zuckte wie von einer Nadel gestochen und schaute ihm ins Gesicht. Man kann mit der Erziehung seines Mannes nicht früh genug beginnen.

„Mir gefallen am besten die ernsten, gediegenen Männer, die nicht Unsitten studieren wollen, sondern die schönen Kunstwerke einer Stadt. Unsitten sind nicht schön und nur das Schöne ist wert, studiert zu werden."

Frau Enkelmann wunderte sich wieder einmal. War das ihr Minchen, die so reden konnte? Ihr Kind!

„Und was gefiel Ihnen am besten, gnädige Frau?"

Herr Elterlein frug es über den Tisch hinüber. Er hatte die Empfindung, daß wieder Zündstoff sich ansammelte, den er zerstreuen mußte.

Frau Enkelmann dachte einen Augenblick nach.

„Das Schönste? Das Allerschönste waren die Butterbrote. Schade, daß Sie nicht mit uns waren. Da haben Sie etwas versäumt, etwas sehr Schönes."

Der Portier meldete die Ankunft des Wagens, mit dem das Gepäck zum Hafen befördert werden sollte. Wer Lust hatte, konnte mitfahren. Zu Fuß ging man fünfzehn Minuten.

Frau Enkelmann beschloß zu fahren. Denn die Droschke ging auf Kosten der Gesellschaft und brauchte nicht besonders bezahlt zu werden. Minchen mußte sich neben sie setzen. Overweg nahm im Rücksitz Platz. Auf dem Kutschbock wurden die Koffer verstaut. Dr. Heinicke und Elterlein gingen hinterher.

Nach zehn Minuten war der Wagen unten am Hafen und fuhr am Schiff vor. Die Ceres war ein langgestrecktes, nicht eben großes Schiff von schlanken, graziösen Formen. Auf dem Deck herrschte buntes Gewimmel. Passagiere liefen hin und her und suchten ihre Kabinen. Träger schleppten Koffer und sahen sich vergebens nach einem Plätzchen um, auf dem sie sie niederstellen konnten. Stauerleute trugen Säcke auf das Hinterdeck, krochen in die Ladeluken hinab und tauchten leer wieder auf. Unerschütterlich wie der Fels in der Brandung stand an der Brüstung der erste Offizier, teilte Anweisungen aus, prüfte die Passagierbilletts, gab auf tausend Fragen Rede und Antwort.

Frau Enkelmann, noch auf dem Laufbrett stehend, kreischte plötzlich auf.

„Dietrich! Minchen! Seht doch! Dieser Leichtsinn! Wenn sie nun hinunterfällt! Dann ist sie sofort tot."

Der Apotheker und Minchen folgten der Richtung ihres Fingers. Oben auf der Kommandobrücke saß ein junges Mädchen auf der Reling. Sie hatte die Beine über das Geländer gelegt und schaute vergnügt auf das Gewimmel zu ihren Füßen. Mit der einen Hand hielt sie sich am Tau fest, mit der anderen sandte sie Grüße zum Lande hinüber.

„Nicht einen Schritt kann ich weiter gehen. So ist mir der Schreck in die Beine gefahren", klagte Frau Enkelmann. „Wenn sie jetzt herunterfällt, ist sie sofort tot."

„Sie wird nicht fallen, Tante! Sie wird nicht." Der Apotheker schob seinen Arm unter den ihren und bugsierte sie vorsichtig an Deck. Minchen hielt sie am anderen Arm. Dr. Heinicke und Elterlein, die sie bereits eingeholt hatten, schritten hinter ihnen.

Frau Enkelmann konnte sich noch nicht beruhigen.

„Diese Däninnen! Nein, diese Däninnen. Dieser bodenlose Leichtsinn. Sie kann sofort tot sein. Wenn das Schiff nur ein kleines bißchen ruckt, muß sie herunterstürzen."

Die junge Dänin hatte ihren luftigen Sitz verlassen. Sie kam jetzt die Treppe herunter und schritt auf Dr. Heinicke zu, der ihr kräftig die Hand schüttelte.

„Da sind Sie ja auch. Willkommen. Nun sind wir vollzählig beisammen. Darf ich vorstellen: Fräulein Hedda Vulpius aus Berlin, unsere Reisekameradin."

*

Eine geraume Zeit währte es, bis Frau Enkelmann die Enttäuschung überwunden hatte. Sie hatte geglaubt, daß die Reisegefährtin eine ältere, gediegene Dame sein würde, eine Dame von Reife und Lebenserfahrungen. Ihren Namen hatte Dr. Heinicke ihr gestern Abend noch verraten. Vulpius! Das klang so ernst und gediegen. Und nun entpuppte sich die Trägerin dieses würdigen Namens als ein Sausewind, als ein Springinsfeld! Saß auf dem Geländer und baumelte mit den Beinen!!

Schwer enttäuscht schritt sie, gefolgt von Minchen und dem Apotheker, die Stufen hinunter, um sich von der Stewardeß die Kabine anweisen zu lassen. Hier harrte ihrer eine andere noch schlimmere Überraschung. Entsetzt prallte sie vor dem kleinen dunkeln Loch zurück.

„Hier bitte! Kabine Nummer drei. Die Damenkabine."

„Hier soll ich schlafen?"

Sie sah sich hilfesuchend um. Sollte das ein Scherz sein? Sie hatte, vorbereitet durch den Apotheker, wohl vermutet, daß der Schlafraum auf einem Schiff kleiner sein würde, als ein Hotelzimmer am Lande. Aber das hatte sie doch nicht erwartet.

„In diesem Loch kann man sich ja nicht einmal umdrehen! Auch ein Tisch ist nicht drin."

Die kleine Stewardeß, eine hübsche, rundliche junge Dänin mit freundlichem, blühendem Gesicht und klaren, liebevollen Augen schaute sie teilnehmend an. Es war bei jeder Fahrt dasselbe; aber sie freute sich immer wieder über die Gesichter der Passagiere, die die Fahrt zum erstenmal machten.

„Ein Tisch? Nein. Möchte die Frau einen Tisch haben? Es ist kein Platz dafür da."

Frau Enkelmann blickte sie streng an.

„Sie haben recht. Nicht einmal für einen Tisch ist Platz da. Wenn man bei uns in Zwickau einem Dienstmädchen ein solches Loch anweist, zieht es sofort wieder. Das ist kein Zimmer, das ist ein Hundestall, ein Hühnerkäfig. Und diese Dunkelheit! Warum ist das Fenster nicht geöffnet?"

Die kleine Dänin wurde immer trauriger.

„Weil kein Fenster da ist. Die Kabinen liegen unter der Wasserlinie."

„Unter der Wasserlinie?"

Doch sie faßte sich schnell. Diese dumme Person brauchte nicht zu wissen, daß sie zum erstenmal auf einem Seeschiff war.

„Ja. Sie haben recht. Es ist unter der Wasserlinie. Ich habe die Wasserlinie nicht gleich gesehen. Nein, dann gibt es natürlich kein Fenster."

Sie schaute sich prüfend um, um etwas anderes zu finden.

„Hier ist ja auch keine Tür. Nur ein Vorhang. Warum hängt man die Tür noch nicht ein? Wir werden bald abfahren."

Die kleine Dänin verzog schmerzhaft den Mund.

„Die Frau hat recht. Aber es ist keine Tür da. Man könnte sie doch nicht schließen. Man müßte sonst in der Kabine ersticken. Der Luftraum ist sehr klein."

Frau Enkelmann machte ein entsetztes Gesicht.

„Was! Ich soll hier schlafen und nicht einmal die Tür schließen können! Wie denken Sie sich denn das? Schlafen bei Ihnen die Damen bei offener Tür? In Deutschland ist das Gott sei Dank noch nicht Mode."

Sie wurde energisch.

„Nein. Hier schlafe ich nicht. Auf keinen Fall. Hier fürchte ich mich zu Tode."

Das Gesicht der kleinen Stewardeß wurde immer unglücklicher; jetzt weinte sie fast.

„Die Frau braucht sich nicht zu fürchten. Es schlafen noch drei andere Damen in dieser Kabine."

Damit war die kleine Stewardeß verschwunden. Sie stand schon am entgegengesetzten Ende des Korridors, um anderer Hilfesuchenden sich liebevoll anzunehmen.

Auch Dr. Heinicke und Overweg machten lange Gesichter, als sie ihre Kabine in Augenschein nahmen, die so klein war und die sie trotzdem noch mit zwei anderen, mit Herrn Elterlein und einem vierten Herrn teilen sollten. Die Kabine war so winzig, daß sie von den vier Betten, je zwei übereinander gestellt, und dem an der freien Wand befestigten Liliputwaschtisch vollständig ausgefüllt war. Wenn einer von ihnen sich waschen wollte, mußten die anderen drei auf den Betten liegen bleiben. Sie konnten sich nicht einmal zur gleichen Zeit die Stiefel anziehen, weil sie dann die Beine aus dem Bett herausstrecken mußten. Gepäck unterzubringen war ganz ausgeschlossen. Sie mußten aus ihren Taschen Waschzeug, Kammzeug und Nachthemden nehmen und auf die Betten legen, die Taschen selbst aber auf das Vorderdeck tragen, wo sie verstaut wurden.

Overweg prüfte rüttelnd das obere Bett, unter dem er liegen sollte. Dr. Heinicke hatte ihm als dem Ältesten das Unterbett überlassen, für sich und Elterlein die oberen Betten belegend. Das vierte Bett hatte bereits seinen Besitzer gefunden, wie das auf ihm liegende Nachtzeug verriet.

„Sie werden hier oben, über mir liegen, Herr Dr. Heinicke?"

Der Apotheker machte ein ängstliches Gesicht.

„Ja, gewiß. Da Sie doch wohl nicht jeden Abend hier heraufturnen wollen."

„Nein. Das kann ich natürlich nicht. Aber, wenn Sie nun da oben durchbrechen? Dann fallen Sie mir direkt auf den Kopf und erdrücken mich. Als ich nach Ägypten fuhr, waren die Kabinen viel größer. Betten übereinander gab es überhaupt nicht."

„Dort fahren Luxusdampfer, hier nur kleine Passagierdampfer. Das ist ein Unterschied. Aber Sie brauchen trotzdem keine Angst zu haben. Ich werde nicht durchbrechen. Das ist hier noch nie vorgekommen."

„Wenn es aber doch vorkommt? Alles geschieht gewissermaßen einmal zum erstenmal."

„Die eisernen Träger sind stabil. Prüfen Sie doch!"

Overweg schüttelte den Kopf.

„Das ist kein Beweis; sie können doch brechen."

Er grübelte.

„Ob ein Arzt an Bord ist? Einen Schiffsarzt haben wir gewiß nicht. Als ich nach Ägypten fuhr, hatten wir einen Schiffsarzt."

Dr. Heinicke zwang sich zur Geduld.

„Das Schiff war auch viermal größer, zum mindesten."

Der Apotheker schaute trübselig drein.

„Wenn ein Mensch krank ist, ist das kein Unterschied."

Dr. Heinicke hatte sich auf ein Bett gesetzt.

„Sind Sie krank? Was fehlt Ihnen? Sie können sich als Apotheker doch selbst helfen."

Overweg schüttelte den Kopf. „Mir fehlt nichts. Aber ich hätte den Arzt gern gefragt, ob mein Schädel brechen muß, wenn Sie auf mich herunterfallen."

Oben auf Deck war trotz der nahen Abfahrt der Verkehr mit dem Lande noch im vollen Gange. Wagen auf Wagen fuhren am Schiff vor und entluden ihren Inhalt, Menschen, Kisten und Körbe, die alle die große Fahrt mitmachen sollten. Von den dunkelgrünen Postwagen flogen durch eine Kette von Handlangern Briefsäcke aufs Hinterdeck, wo sie in einer Ecke übereinander gelegt wurden. Später sollten sie umgefrachtet, in irgend eine leere Koje verstaut werden. Vorerst lagen sie hier gut, waren nicht im Wege und die Islandflagge, der weiße Falke im blauen Felde, die am Heck lustig wehte, nahm sie unter ihren Schutz. Oben am Bug flatterte die Danebrog.

Elterlein stand auf der Kommandobrücke, einige Schritte seitlich von Hedda Vulpius, die ihren Sitz auf dem Geländer wieder eingenommen hatte. Sie war so vertieft in das Bild zu ihren Füßen, daß er sie ungestört betrachten konnte, ohne ihr lästig zu fallen. Sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre alt sein. Der weiche, eben gerundete Mädchenkörper mit den feinen Hüften zeichnete sich unter dem dünnen Kleide deutlich ab. Die zarten Brüste zitterten leise bei jeder Bewegung. Sie trug einen dunkelblauen Rock, eine weiße Kieler Bluse und einen Matrosenhut. Sie sah sehr schlank und fein aus in ihrer ungezwungenen Haltung, die trotz des burschikosen Einschlags voll Grazie und Anmut war. Mit der einen Hand sich am Geländer haltend, beschattete sie mit der anderen das Gesicht, über das die Sonne ihre vollen Strahlen warf. Die großen braunen Augen, die hinter blonden Wimpern lagen, überraschten nicht durch große Glut und Lebendigkeit, sondern durch eine sinnende Schwermut. Doch schien dem Beobachter, als ob diese Augen auch anders blicken könnten. In den Mundwinkeln, hinter den vollen, leicht geöffneten Lippen, bei deren Anblick man sich des Gedankens an reife Kirschen nicht erwehren konnte, lauerte der Schalk und die Spottlust. Auch die schmale Nase, die sich dem griechischen Stamm näherte, verriet, zumal in ihren zarten, leise vibrierenden Flügeln, Energie und Tatkraft, die einen Gegensatz zu den sinnenden Augen bilden.

Jetzt wandte sie sich um.

„Sind Sie mit meinem Personale fertig? Sie könnten den Steckbrief endlich beisammen haben. Sonst kann ich noch sitzen bleiben."

Elterlein schluckte seine Antwort herunter. Eine kleine Kokette? Schade darum. Er hatte sie höher taxiert. Es war noch immer sein Fehler gewesen, die Menschen zu hoch einzuschätzen.

„Nun?" Ihre Augen blitzten ihn herausfordernd an. „Verdiene ich keine Antwort?"

Er verbeugte sich leicht. „Nein. Auf solche Fragen nicht. Entschuldigen Sie die Belästigung."

Sie hielt ihm die Hand hin. „Nicht böse sein! So war es nicht gemeint."

Er berührte flüchtig ihre Fingerspitzen. „Ich weiß es. Der eine redet am anderen vorbei und der andere meint es nicht böse. Das Ganze nennt man dann eine Unterhaltung."

Sie sprang von ihrem Sitz herunter und drohte ihm lachend mit dem Finger.

„Sie! Vor Ihnen werde ich mich in acht nehmen."

Die Schiffsglocke schlug an, Bim Bam, Bim Bam, Bim Bam. Dreimal hintereinander.

„Schon die dritte Glocke? Wir müssen die beiden anderen überhört haben."

Das Laufbrett wurde eingezogen. Ein gellender, langgezogener Pfiff der Signalpfeife. Langsam setzt sich das Schiff in Bewegung. Letzte Grüße flogen vom Lande herüber.

Eine kleine Gruppe ernster, stiller Menschen, die fast ohne ein Wort zu sprechen, schweigsam auf ihren eisenbeschlagenen Kisten gesessen hatte, stand auf. Einer von ihnen hob die Hand. Im Chor erklang, kraftvoll und von geschulten Stimmen, eine bekannte Melodie.

Hedda Vulpius machte ein überraschtes Gesicht.

„Was singen sie da? Heil dir im Siegerkranz!"

Elterlein schüttelte den Kopf.

„Diese Melodie haben viele Lieder. Vielleicht ist es eine dänische Hymne."

Der junge, blonde Kapitän, der neben ihnen auf der Brücke stand, belehrte.

„Nein. Unsere Hymne heißt: König Christian stand am hohen Mast. Die Leute singen isländisch, „altgamle Isafold"."

Hedda Vulpius dankte.

Der Kapitän griff an seine Mütze.

„Es ist mir leid, aber jetzt müssen Sie herunter gehen. Ich darf während der Fahrt durch den Sund Passagieren den Aufenthalt auf der Brücke nicht gestatten. Vorschrift der Seepolizei. Gleich wird auch der Steuermann heraufkommen. Später, wenn wir auf freier See sind, kommen Sie bitte wieder."

Hedda Vulpius und Elterlein kletterten die Stufen herunter und gingen zum Vorderdeck. Die Isländer sangen noch immer.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Schuldiener.

Skizze von Walther Heuer-Goslar.

Der alte Berger war kein gewöhnlicher Schuldiener. Der jahrzehntelange Umgang mit humanistischer Bildung hatte aus ihm so etwas wie einen halben Gelehrten gemacht, mindestens konnte er sich gut und gewählt ausdrücken. Und da er außerdem etwas vom Dichter an sich hatte, war es mitunter eine Freude, ihm zuzuhören.

Wenn man den kleinen Mann mit dem etwas gebeugten Rücken ansprach, nahm er die Hacken zusammen und legte die viel zu langen Hände an die Hosennaht. In einem langen dienenden Leben war ihm diese Haltung aus der Militärzeit in Fleisch und Blut übergegangen.

Er hatte Respekt nicht nur vor den Professoren, die mit ihm in den Hallen des gleichen Gymnasiums ergraut waren, nein — auch die lang aufgeschossenen Primaner standen bei ihm in Achtung und Verehrung, und es gab Stunden, wo er vor ihrem Wissen sich buchstäblich verbeugte. Er hatte vergessen, daß er sie einst, vor 12 Jahren und mehr, an der Hand hineingeleitet hatte in die Klasse mit den kleinsten Bänken. Sie waren junge Herren geworden, denen er dienen mußte. Und wenn sie die Anstalt verlassen hatten, kamen andere, bei denen es ihm genau so erging. So war er, immer von Jugend umgeben, alt geworden, ohne es recht zu merken, und sollte nun, nach vierzigjähriger Dienstzeit, in den verdienten Ruhestand treten.

Eines schulfreien Nachmittags traf ich ihn vor dem Portal des Gymnasiums. Still und versonnen blickte er vor sich hin.

„Ich kann's nicht glauben, daß es schon vierzig Jahre sind", sagte er. „Ein Jahr sieht aus wie das andere und geht hin wie das andere, und wenn man sich besinnt, ist's nicht eines gewesen, sondern es war eine lange Reihe."

Ich drückte ihm die Hand. „Sie haben sicherlich viel Freude gehabt, Papa Berger."

„Das ist wahr. Sehen Sie, so um Ostern jedes Jahr, wenn beispielsweise die Kleinen kamen, die mit den ängstlichen Vogeläuglein und dem riesengroßen Fragezeichen im Gesicht, dann war Papa Berger immer derjenige, der mit etwas Naschwerk oder freundlichem Zuruf ihnen die erste Brücke schlug und dafür sorgte, daß sie Vertrauen gewannen zu dem neuen Land. Und die älteren, die einem immer mehr über den Kopf wuchsen, die fanden, wenn sie etwas bedrückte, stets den Weg zu mir. In der Pause oder des Nachmittags, oder auch in einer verschwiegenen Abendstunde kamen sie und machten den alten Berger, ob er wollte oder nicht, zu ihrem Vertrauten. Der mußte vermitteln, ausgleichen oder gut zureden, und tat es immer gern, denn es war ihm längst eine liebe Gewohnheit geworden."

Mir ging ein Ahnen auf von der Seelengröße dieses einfachen Mannes, von der Arbeit an der Jugend, die er durch Generationen geleistet hatte. Und voller Ehrfurcht, streifte mein Blick das gütige alte Stoppelgesicht und den gebogenen Rücken.

„Welches war nun Ihre glücklichste Stunde und Ihre unglücklichste, Papa Berger?!"

„Ach — daß ist wohl schwer zu sagen. Wenn tausend Lichter nebeneinander brennen, gibt es einen großen Glanz. Aber warten Sie, da war doch eine Stunde, die brachte mir den größten Schmerz, und es ging von ihr eine andere aus, die hell durch mein Leben leuchtete.

Dreißig Jahre mögen's sein, da hatten wir in der Prima einen blonden Jungen mit großen blauen Augen. Der war so unberechenbar, wie er klug war und bereitete seinen Lehrern manch seltsame Überraschung. Immer, wenn er etwas ausgefressen hatte, und das kam sehr oft vor, kam er zu mir, bat mich, ein gutes Wort für ihn einzulegen und offenbarte mir bei dieser Gelegenheit seine Knabenseele. Die war wild, aber tief und rein. Ich kannte den Jungen besser als seine Lehrer, ja, ich möchte sagen, besser als seine Eltern, und darum hatte ich ihn lieb, als wenn er mein eigener wäre. Und dann kam der böse Tag, wo ich ihn im Zimmer des Direktors erwischte, gerade, als er im Begriff war, sich gewaltsam Gewißheit zu holen über ein Thema für das schriftliche Examen. Er bat und flehte, ihn nicht zu verraten, er weinte und fiel vor mir auf die Knie, und ich kämpfte einen schweren Kampf, denn wenn ich ihn meldete, war er erledigt, keine andere Anstalt würde ihn jemals mehr aufnehmen. Schwieg ich aber, machte ich mich zum Mitschuldigen, zum unehrlichen Menschen, und ich hatte nicht das Recht, noch einen Tag in meiner Stellung zu bleiben.

So stand ich dann am nächsten Morgen vor meinem Direktor und meldete pflichtschuldig, was ich zu melden hatte, aber nicht, ohne für den armen Jungen besonders herzlich um Gnade zu bitten. Dennoch kam es, wie es kommen mußte: Das einstimmige Urteil der Konferenz lautete auf sofortige Entfernung von der Anstalt. Blutenden Herzens machte ich mich auf den Weg, um dem armen Jungen Trost zuzusprechen. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn gemeldet hatte; er aber fiel mir weinend um den Hals und versicherte mir, daß ich nicht anders hätte handeln können. Dann gab er mir die Hand und leistete einen feierlichen Schwur, den ich Wort für Wort behalten habe.

„Papa Berger", sagte er, „ich war drauf und dran, ein Schuft zu werden. Sie haben mich davor bewahrt. Zu meinen Eltern darf ich nicht zurück. Aber draußen in der Welt will ich das Schicksal mir gefügig machen. Und wenn ich erreicht habe, was ich mir in dieser Stunde vornehme, sollen Sie von mir hören. Das schwöre ich Ihnen." Damit ging er. Und hinterließ mir die unglücklichste Stunde meines Lebens."

Papa Berger schwieg. Die Erinnerung überwältigte ihn.

„Jahre vergingen. Lange, lange Jahre. Ich hatte nichts mehr von dem Jungen gehört, auch in der Stadt wußte niemand etwas von ihm. Er galt als verschollen. Da gelangte eines Tages, aus Indien war's, eine größere Geldsumme an die Anstalt. Von einem unbekannten Spender, hieß es, zur Errichtung einer Stiftung für arme, begabte Kinder. Man stand vor einem Rätsel. Weil aber ein Irrtum unmöglich war, nahm man das Geld an und verfuhr damit auftragsgemäß. Die Spenden wiederholten sich, immer in gewissen Zeitabständen, aber niemals lüftete der Wohltäter das Geheimnis seines Namens. Der Direktor, das Lehrerkollegium, die Stadt, alle bemühten sich, hinter das Rätsel zu kommen — —umsonst, der Absender war so vorsichtig zu Werke gegangen, daß irgendwo in Indien der Faden sich stets verlor. Längst hatte man sich an die Spenden des Wohltäters gewöhnt und die Stiftung war zu einem wirklichen Segen geworden.

Auch ich hatte mir oft den Kopf zerbrochen, wer wohl der stille Wohltäter sein könnte. Aber wenn das Lehrerkollegium auf diesen oder jenen riet, so dachte ich — weiß der Teufel, wie es zuging — an den Schwur eines davongejagten Primaners. Und dann trat eines Abends im Herbst ein breitschultriger, wettergebräunter Mann in mein Zimmer, sah sich, ohne ein Wort zu sprechen, lange in meiner bescheidenen Wohnung um, kam dann auf mich zu und drückte mir, immer noch schweigend, die Hand. Und wie er dann endlich anhub zu sprechen, während ihm die Tränen aus den Augen schossen, wußte ich: Es war der mit Schimpf und Schanden davongejagte Primaner, den ich geliebt hatte wie meinen Sohn, und auf den ich zwanzig Jahre gewartet hatte. Er war der unbekannte Wohltäter gewesen, er hatte so manchen Eltern die Sorge um ihr Kind abgenommen. In Indien, wo er sich das Leben hatte um die Stirn brausen lassen, war er zu Wohlstand und Ehren gelangt.

An diesem Abend blieb er bei mir und erzählte. Von der brennenden Scham, die er damals empfunden, von dem Schwur, an den er sich in der Fremde stets erinnert, von der unnennbaren Sehnsucht nach der Heimat, von Tagen der Not und von der Stunde, da sein Fleiß das Schicksal besiegte. „Und hättet Ihr, lieber, alter Papa Berger", so schloß er seinen Bericht, „an jenem Abend nicht zu mir gestanden, hättet auch Ihr den Stab über mich gebrochen, wie die Pedanten es getan, ich glaube, ich hätte draußen im stillen Waldteich meine Scham erstickt. Euch allein, Papa Berger, danke ich, daß ich den Kampf mit dem Leben aufnahm und daß ich Sieger ward!"

— — „Sehen Sie, das war die glücklichste Stunde meines Lebens!"

Der alte Berger wandte sich zur Seite, um eine Träne zu verbergen. —

Tiefbewegt ging ich von ihm. Aber ich wußte: Der da hatte die Bestimmung seines Lebens erreicht, denn in der Finsternis des Alters leuchtete ihm ein Licht. Und ich dachte bei mir: Wenn jeder einmal von sich sagen könnte, daß er nur ein junges verirrtes Menschenleben auf den rechten Weg zurückgeleitet — — welch hellen Lichterglanz gäb' es doch am Abend!

Und der war nur ein Dienender gewesen!

Die vollendete Frau.

(Nachdruck verboten.)

Im Staate Newyork hat kürzlich ein Schönheitswettbewerb stattgefunden, was allerdings nichts Neues ist; denn es gibt, sowohl in Amerika wie anderswo, bald keine Haupt- und Provinzstadt, kein Dorf oder Dörfchen mehr, wo man nicht erpicht darauf ist, auch eine Schönheitskönigin zu haben, deren Namen und Bild die Zeitungen veröffentlichen. In Newyork ist die Prüfung nun schärfer und vollständiger gewesen, als es bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Die Bewerberinnen, die zu mehreren Hunderten aufmarschiert waren, mußten darauf bedacht sein, „von sich nicht zuviel zu verbergen" vor den Blicken der Jury, um ihr die Möglichkeit zu geben, sich zu überzeugen, daß sie in der Tat die Reize und Vorzüge einer vollendeten Frau besäßen.

Naturgemäß trat an die Jury zunächst die ernste Frage heran: „Wie muß eine vollendete Frau beschaffen sein?" Das ist ein sehr delikates Problem, das viele nach ihrem eigenen Geschmack zu lösen versucht sein werden, das sich aber oft erheblich von dem seines Nachbarn oder Nebenmannes unterscheiden dürfte. Um diesen persönlichen Gesichtspunkt auszuschalten, beschlossen die Richter in ihrer Weisheit, ein Modell zu wählen, einen Typus weiblicher Schönheit, und es war die Venus von Milo, die sie zu dieser Würde erhoben. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Wahl überraschen kann. Denn sehr vielen dürfte die kapitolinische oder mediceische Venus als Urbild weiblicher Schönheit geeigneter erscheinen als die Venus von Milo, die zur Hälfte bekleidet ist und keine Arme hat. Im übrigen haben die Erörterungen hierüber nicht viel Zweck; denn die Wahl der Venus von Milo genügt, um uns erkennen zu lassen, welche Art von Schönheit in Amerika besonders geschätzt ist, es ist die eines kräftigen wohlgewachsenen Mädchens, das rennen und ringen kann und dessen Formen sich nur schwer der heutigen Mode anpassen könnten.

Nach vielen Sitzungen, die vor allem sorgsamen Messungen gewidmet waren, erkannte die Jury die Prämie derjenigen Kandidatin zu, in der sie das vollkommenste Abbild der Venus von Milo zu erblicken glaubte. Aber oh weh! Die mit größter Sorgfalt genommenen Maße und das zur Anwendung gebrachte strenge mathematische Verfahren haben einer Miß Annie Hyatt nicht zu imponieren vermocht. Sie macht der Miß Dorothy Knapps den Ruhm streitig, den ihr die Jury verliehen hat. Miß Hyatt behauptet, daß sie alle Vorzüge der Venus von Milo in sich vereinigt, während Miß Dorothy Knapps deren nur einige aufzuweisen vermag. Die Jury hätte, so sagt sie weiter, ihre künstlerische Stellung erschüttert, ihre Heiratschancen vermindert, und ein angesehenes Theater hätte den wertvollen Vertrag, den es mit ihr abgeschlossen hatte, aufgelöst. Miß Annie hat daher die Klage gegen die Jury angestrengt und fordert nicht weniger als 100 000 Dollar Schadenersatz.

Was werden die Richter tun? Werden sie Sachverständige ernennen? Oder werden sie selbst die Maße nehmen wollen? Jedenfalls steht Newyork über kurz oder lang vor einer neuen Sensation. G. D.



Bunte Chronik

* **Die Blutegel und das Finanzamt.** Kommt da kürzlich ein biederer Landbewohner aus X. zum dortigen Apotheker. Es entspann sich nun folgendes Gespräch: „Goden Dag! Ick woll man eben en paar Blutsugers (Blutegel) hebben." Apotheker: „Ja, lebe Mann, de hebb ick ganz nicht mehr, de hebb ick all siet Jahr und Dag nicht mehr!" Der andere: „So, — wo kann ick denn die Dinger krägen?" Apotheker: „Oh, da geht se man tum Finanzamt, da schöllt Se woll en paar krägen könnt!" — Gesagt, getan — er wandert nun tatsächlich zum Finanzamt und wurde dort ganz gehörig angefahren. Worauf er erwiderte: „Ja, de Apotheker in X. hat mi doch seggt, ick könn de Dinger hier krägen!" Die Folge davon war eine Beleidigungsklage des Finanzamtes gegen den Apotheker. Urteil: 20 Mark Geldstrafe. Der Apotheker bezahlt die 20 Mark, schickt aber das Urteil und ein an ihn gerichtetes Schreiben des Finanzamtes dem Kladderadatsch ein. Dieser schickt dem Apotheker dafür 70 Mark. Hierauf schreibt er dem Finanzamt, er habe die Strafe von 20 Mark bezahlt, vom Kladderadatsch aber 70 Mark erhalten. Nun bitte er das Finanzamt um Angabe, unter welcher Rubrik er den Verdienst von 50 Mark zwecks Versteuerung buchen solle!

* **Der größere Verlust.** Orientalische Legenden sprechen viel von einem türkischen Philosophen namens Masr-Eddin-Hoggia. Eines Tages, als diesem Philosophen eine seiner Frauen starb, die allerdings etwas launisch gewesen war, da vergoß er nicht eine Träne. Das war ein Skandal, um so mehr, als ihm kurz darauf sein Esel starb und er mehrere Tage lang nicht müde wurde, dieserhalb zu jammern. Seine Freunde waren empört darüber und machten ihm heftige Vorwürfe wegen seiner Gleichgültigkeit; er aber sah sie verwundert an und sagte: „Als meine Frau starb, sagten mir alle meine Nachbarinnen immer und immer wieder: „Gräme dich nicht, Hoggia; wir werden dir eine andere und bessere besorgen." Aber jetzt, wo mir der Esel gestorben ist, da kommt keiner und macht mir ein ähnliches Anerbieten. Und das sollte mich nicht schmerzen?"

* **Das hat er ganz vergessen!** In einer westfälischen Stadt erschien dieser Tage ein glückstrahlender Vater auf dem Standesamt, um die Geburt seines jüngsten Sprößlings anzumelden. Der Standesbeamte trägt alle Angaben, die der Vater macht, ein und fragt dann schließlich: „Und wie soll der Name des Knäbleins sein?" (Man weiß, Standesbeamte drücken sich stets sehr zart und feinfühlend aus!) Da sieht ihn der Vater mit großen Augen an. „Donnerkiel! Das weiß ich wahrhaftig nicht! Da müssen Sie meine Frau anklingeln!" „Gern!" Der Standesbeamte lächelt nur, läßt sich die Nummer geben und ruft an. „Also Friedrich! Sehr gut, dankeschön!" „Also Friedrich! Soso!" Der Vater scheint nicht sehr befriedigt. „Na ja, aber wenn sie's gesagt hat —."

* **Die Tierwanderungen in den Sowjetländern.** Die Massenwanderungen verschiedener Tierarten, besonders der Wölfe, die nach dem Kriege in fast allen Teilen des ehemaligen Russischen Reiches in der Richtung von Osten nach Westen begonnen haben, werden in der russischen Presse immer wieder geschildert. Jetzt wird aus dem Amurgebiet in Ostsibirien gemeldet, daß dort plötzlich so ungeheure Massen von Eichhörnchen aufgetreten sind, wie man sie dort früher niemals beobachtet hat. In dem Bezirk eines einzigen Forstamtes wurden in einem Monat 40 000 Eichhörnchen erjagt. Unter den Pelzjägern herrscht infolgedessen großes Interesse für diese Bezirke.

* **Kühe, Hühner und Frauen.** Ein Züricher Gericht sprach jüngst einen Chauffeur frei, der einen Mann überfahren hatte. Als Sachverhalt wurde festgestellt: Zwei Männer hatten mitten auf der Straße im Gespräch gestanden, der Chauffeur hatte gehupt, doch die beiden waren erst im letzten Moment nach verschiedenen Richtungen auseinandergelaufen, so daß einer von ihnen einfach überfahren werden mußte. Die Urteilsbegründung lautete dahin: Wenn Kühe, Hühner und Frauen auf der Straße gehen, muß der Autofahrer halten, da man bei ihnen niemals wissen kann, wohin sie laufen, bei Männern muß man so viel Verstand voraussetzen, daß sie dem Auto so Platz machen, daß es an einer Seite frei vorbeifahren kann.

Lustige Rundschau

* **Die göttlichen Verse.** Dichter: „Wissen Sie auch, wer mich zu meinen neuesten Gedichten inspiriert hat? Sie, mein Fräulein!" — Junge Dame: „Ich verbitte es mir, Herr Schmierer, daß Sie die Blamage auf mich abwälzen!"

* **Im Fach.** Der Tenorist F. erlebt Vaterfreuden. Es ist sogar ein Stammhalter. „Nun, wie macht sich der Filius?", fragt ihn beim Nachmittagskaffee ein Freund. „Stimme hat er," sagt der Sänger. „Nur die Tempi hält der Bengel noch nicht inne."

* **Komplimente.** „Ich versichere Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie die einzige sympathische Person sind, die ich in diesem Lande angetroffen habe." — „Dann sind Sie vom Glück mehr begünstigt gewesen als ich; denn ich habe noch keine getroffen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.